

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau
Band: 45 (2002)

Artikel: Lotzwil im Zweiten Weltkrieg
Autor: Haller, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lotzwil im Zweiten Weltkrieg

Daniel Haller

im Gespräch mit Werner Schneeberger und Ernst Herzig

1. Einführung

Zwei Lotzwiler, ein Maurer und ein Buchdrucker, erinnern sich an die Zeit zurück, die heute erneut national und international diskutiert wird. Sie waren während des Krieges einfache Soldaten und schon damals entschiedene Nazigegner, Antifaschisten. Beide sind im Dorf Lotzwil aufgewachsen, beide sind ihm treu geblieben, beide haben sich im Gemeinderat für ihre engere Heimat eingesetzt, Werner Schneeberger sogar als Gemeinderatspräsident. Er ist Sozialdemokrat, Ernst Herzig gehört zur SVP. Trotzdem pflegen sie einen offenen, freundschaftlichen Umgang miteinander.

Auch während des Zweiten Weltkriegs standen sich in Lotzwil zwei politische Lager gegenüber. Doch damals prägte Hass den Ton im Dorf. Beide Seiten verfügten über Listen – die einen auf Papier, die andern zumindest in den Köpfen – welche Persönlichkeiten der Gegenseite sie im Ernstfall, der Invasion Hitlers, beseitigen würden.

Herzig und Schneeberger erlebten diese Zeit im Aktivdienst, Herzig auch in der Ortswehr. Sie bezeugen hier, was sie damals erfahren haben. Solch persönliche Zeugnisse fördern nicht jene «objektive» historische Wahrheit zu Tage, denen Wissenschaftler in den Archiven auf der Spur sind. Vielmehr liefern sie ein Bild der damaligen Lebenswelt, der Kriegszeit, aus der Graswurzelperspektive.

Die strikte Zensur liess Gespräche zwischen Hausfrauen, an der Ladentheke, in Soldatenunterkünften, am Familien- und Wirtshaustisch zur wichtigen Informationsquelle werden. Die Kriegs-Lebenswelt war geprägt vom Mündlichen. Entsprechend deckt sich die damals vom Volk erlebte Realität nicht immer mit der Wahrheit der Archive. Gerade deshalb ist es wichtig, die mündliche Überlieferung aus jener Zeit festzuhalten.

Nach erstem Zögern sprudeln bald die Erinnerungen, Namen fallen, Betriebe werden aufgezählt, doch immer wieder stockt der Fluss: «Diesen Namen darf man keinesfalls in der Zeitung nennen! Wir möchten darstellen, wie das hier gewesen ist im Dorf, wie wir den Aktivdienst erlebt haben. Aber wir wollen in keinem Fall die Nachkommen treffen, keine alten Wunden aufreissen», betont Herzig. Der gleiche Grund, der Schneeberger zweifeln lässt, ob er im Ernstfall wirklich auf die Lotzwiler Nazis geschossen hätte, lässt die beiden auch heute bei Namen lieber schweigen: Es geht um Menschen aus dem gleichen Dorf.

Die streng auf die eigene Umgebung eingeschränkte Perspektive führt dazu, dass Lotzwil als «Nazinest» im Vordergrund steht. Einige wenige Gespräche ergaben, dass auch in andern Oberaargauer Ortschaften überzeugte Nazis bekannt waren, dass man sich auch in andern Dörfern gegenseitig belauerte. Es geht hier nicht darum, das Dorf anzuprangern. Vielmehr glauben wir, mit der Wiedergabe der persönlichen Erinnerungen zweier Lotzwiler ein exemplarisches Schlaglicht auf die damalige Zeit zu werfen.

Mag sein, dass in Lotzwil Hitler-Anhänger offener aufgetreten sind als anderswo in der Region. Sicher aber ist, dass Lotzwil auch einen entschiedenen Antifaschisten wie Willi Richiger hervorgebracht hat, der in seinem Kampf gegen den aufziehenden Faschismus im Spanischen Bürgerkrieg gefallen ist.

Der Begriff «Nazinest» ist somit als Zitat des damaligen Sprachgebrauchs zu verstehen, nicht aber als nachträglich wertendes Urteil über ein ganzes Dorf, von dem Schneeberger und Herzig sagen: «Die Mehrheit der Leute war in keinem Falle Nazis.»

2. Der Graben verlief weiter rechts

«Es war im Sommer 1945, ein Sonntagmorgen. Die Musikgesellschaft Lotzwil wollte zum Musiktag nach Rumisberg fahren. Wir standen beim Löschgerätemagazin bereit, um in den Car einzusteigen, als die Familie B. kam – in Polizeibegleitung: Die für ihre Nazihaltung bekannten Deutschen wurden ausgewiesen. Als sie an uns vorbei zum Bahnhof gingen, klatschte die halbe Musik», berichtet Ernst Herzig und fügt hinzu: «Wissen Sie, solche Szenen vergisst man nicht.»

Bezeichnend war: Nur die halbe Musik klatschte. «Lotzwil war sozial fast ebenso gespalten wie die Stadt», erklärt Werner Schneeberger. «Alle Vereine – bis auf die Musikgesellschaft – wurden doppelt geführt: einmal bürgerlich, einmal Arbeiterverein. Einzig die Musik gab es nur einmal. Wer dies nicht ertragen konnte, spielte eben in der Arbeitermusik in Langenthal.»

Sozial und kulturell war Lotzwil in den Krisenjahren gespalten. Das bereitete den Nazisympathisanten den Boden. Aber es gab auch Widerstand: Als «Zangenbewegung des Antifaschismus» bezeichnet alt Gemeinderatspräsident Werner Schneeberger das damalige Bündnis zwischen bürgerlichen und sozialdemokratischen Nazigegegnern.

«Lotzwil war ursprünglich ausschliesslich ein Bauerndorf», erzählt Schneeberger. «Mit der Industrialisierung änderte sich dies: Zeitweilig konnte man von den Hügeln ringsum mehrere Lotzwiler Hochkamine zählen – damals ein untrügliches Zeichen für Industrie.»

«Viele Arbeiter waren Selbstversorger. Wegen der niedrigen Löhne organisierten sie sich, es kam zu Versammlungen, es gab Lohnkämpfe. Die Auseinandersetzungen wurden hart geführt. Ich kann mich erinnern, dass einer meiner Onkel als Fabrikant erzählte, er habe bei so einer Lohnkampfversammlung einen Arbeiter geschlagen», berichtet Schneeberger. «Politische Meinungsunterschiede wurden also schon vor der Nazizeit scharf ausgetragen.»

«Dieser Unternehmer war übrigens später absolut kein Nazi. Aber meine Eltern stammten beide aus Gewerblerfamilien. Entsprechend war nie die ganze Verwandtschaft in der SP. Als 1933 Hitler in Deutschland an die Macht kam, war einzig mein Vater in der Partei. Aber wir haben natürlich in den Arbeitervereinen mitgemacht.»

«Auf der anderen Seite haben, nachdem Hitler kam, viele Lotzwiler Industrielle diese Entwicklung begrüsst. Warum? Überall wo Hitler an die Macht kam, hat er als erstes die Organisationen der Arbeiterbewegung ausgeschaltet, zu denen auch die Arbeitervereine auf sportlichem und kulturellem Gebiet zählten. Und das hat eben auch in Lotzwil gewissen Leuten gefallen. Deswegen waren sie Nazi-angehaucht.»

Herzig ist etwas jünger als Schneeberger. «Die Krise in den Dreissigern bekam ich nur als Kind mit, wenn der Mutter im Schuhladen die Preise zusammengefallen sind, und wenn der Vater als Schuhmacher für die Reparaturen ‹ganz schitter› bezahlt wurde. – Mein Vater hat die Nazis und jede Sympathie für sie extrem verurteilt. Und er konnte nicht schweigen:



Tuchfabrik und Knüpfteppich-Fabrik in Lotzwil. Hier arbeitete während des Krieges der deutsche Färbermeister B., der als Chef und Organisator der Lotzweiler Nazisympathisanten galt.

Überall hat er, wenn im Wirtshaus diskutiert wurde, seine Meinung offen gesagt. Und das hat ihm viel, sehr viel Schaden eingebracht. Er hat Kunden verloren.»

«Die bürgerliche Seite war nicht so einheitlich wie die Arbeiterschaft», erklärt dazu Schneeberger. «Einerseits gab es die bürgerliche Rechte, also die Lotzweiler Nazi-Befürworter. Andererseits gab es – so wie Herzigs Vater – auch auf der bürgerlichen Seite viele Nazigegner: Als ich das zweitletzte Jahr zur Schule ging, trug ein Kollege eine kleine Brosche mit drei schrägen Pfeilen auf der Brust: Ich fragte, was das bedeute. «Kennst Du das nicht?» fragte er. «Das heisst Antifaschist.» Das waren also – man darf ruhig so sagen – die linken Bürgerlichen, die sich organisiert und später sogar mit den Altbauern zusammengetan haben. Die Altbauern haben nämlich, als die ursprünglich eher fortschrittlichen Jungbauern Nazisympathien entwickelten, sich auf die linke Seite geschlagen. Auch die Altbauern konnte man eindeutig zu den Antifaschisten zählen.»

«Die politische Grenze im Dorf verschob sich also», fasst Schneeberger zusammen. «Bürgerliche Antifaschisten und Sozialdemokraten näherten sich gegenseitig an, der politische Graben verlief weiter rechts.»



Die Musikgesellschaft Lotzwil anlässlich des Musikfests 1947. Einzig die Musikgesellschaft war in Lotzwil nicht in einen bürgerlichen und einen Arbeiterverein gespalten.

Die drei Pfeile hat Schneeberger nicht vergessen: «Während des Aktivdienstes habe ich sie oft gesehen, beispielsweise beim Schanzen. Wir bauten einen Stollen, und plötzlich fand ich an der Stollenwand das Zeichen mit den drei Pfeilen. Dann dachte ich jeweils: «Es sind noch andere da, die gleich denken wie ich.» Aber nicht jeder erkannte das Zeichen, und ich behielt es für mich. Das Wort «Antifaschist» hatte sich mir stark eingepägt.»

«Trotz allem glaube ich nicht, dass hier in Lotzwil eine nationalsozialistische Parteiorganisation bestanden hat», fasst Schneeberger zusammen. «Ihre Taktik war anders: Sie arbeiteten sehr geschickt in den Ortsvereinen und versuchten, über die drei damaligen Ortsparteien – BGB, FDP und SP – in die Behörden hineinzukommen. Dort haben sie dann in ihrem Sinn gewirkt. Auch in den sozialdemokratischen Vereinen haben sie versucht, sich zu verankern. Das ist ihnen etwas schlechter gelungen, da waren sie eher schwach. Trotzdem: Sie waren taktisch sehr klug.»

«In den Vereinen, in den Ortsparteien, überall sassen sie in wichtigen Positionen», berichtet auch Herzig. Er weiss von einem Verein, dessen Vorstand zeitweilig fast ausschliesslich aus Nazisympathisanten bestan-

den habe. In der Rückschau ist er überzeugt: «Obschon man überall von Lotzwil als «dem grössten Nazinest im ganzen Oberaargau» sprach, so war doch die Mehrheit der Bevölkerung in keinem Fall Nazis. Allgemein war in unserem Dorf der Hass gegen den Nationalsozialismus sehr gross.»

«Als in Deutschland Hitler gewählt wurde, sprach man bei uns am Tisch viel darüber. Meine Brüder, mein Vater und ich diskutierten: Das sei der Untergang der Arbeiterschaft und das führe ausweglos zum Krieg», berichtet Werner Schneeberger. «In den Schulferien habe ich jeweils bei meinem Onkel auf dem Bauernhof gearbeitet. Auch dort sprach man darüber, und auch dort hatte man Angst vor dem Krieg – vor allem aufgrund dessen, was man über den Ersten Weltkrieg wusste. In der Satus-Jugendriege sprach man darüber, während der Lehre, auf dem Bauplatz sprach man darüber... Überall hatte man Angst vor Hitler.»

«Aber je länger, je mehr musste ich erkennen, dass es hier im Dorf auch viele Nazi-Anhänger gab. In der Industrie war es eine gewisse Oberschicht, die in dieses Horn blies. Aber die Hitler-Angehauchten kamen aus allen Bevölkerungskreisen und es gab sie in allen Dorfvereinen – also auch auf der Arbeiter-Seite. Das war eindeutig so.»

«Und wie sind Arbeiter dort hineingekommen?» fragt sich der alte Sozialdemokrat. «Hitler hat mit seiner Aufrüstung und Kriegsvorbereitung die Arbeitslosigkeit beseitigt. Damit konnte er auch Leute aus der Arbeiterschaft auf seine Seite ziehen – auch hier in der Schweiz: Die Dreissigerjahre waren Krisenjahre. In der Schweiz hatten wir hunderttausend Arbeitslose. Und das bewirkte, dass eben auch einige Arbeiter für Hitler Sympathien empfanden.»

«Sie haben sich auch erhofft, in eine gehobenere Stellung zu kommen, wenn Hitler die Schweiz eingenommen hätte», vermutet Ernst Herzig. «Bei diesen war die Angst um den Brotkorb im Spiel», pflichtet Schneeberger bei. «Es gab welche, die waren Vorarbeiter in einem Betrieb, der eine richtige Nazi-Hochburg war, wo der Chef die SS-Uniform zu Hause im Schrank hatte. Die werden sich gesagt haben: «Wenn ich mich zu denen zähle – und dieser Hitler gewinnt ja sowieso – dann erhalte ich eine bessere Stelle.» Das wusste man von den Nazis: In Deutschland haben sie alle wichtigen Posten mit eigenen Leuten besetzt.»

«Einer von diesen war sogar ein enger Freund meines entschieden antifaschistischen Vaters», erinnert sich Herzig. «Bei dem zu Hause ist der engere Kreis der Nazis zusammengekommen. Das war eigentlich sehr ge-



In den 1930er Jahren war Arbeit – wie hier beim Abbruch der alten Schmittenbrücke – auch in Lotzwil rar. Das förderte Nazisympathien.

fährlich. Man wusste nie, ob sie meinen Vater einfach nur aushorchen wollten, um etwas zu erfahren. Es war eine gefährliche Zeit, und mein Vater hat sich waghalsig geäußert. Sein taktisches Verhalten war vielleicht falsch, aber er hat es ehrlich gemeint.» «Einmal musste ich damals in einer Wohnung eines Arbeitgebers etwas erledigen», erinnert sich Schneeberger als ehemaliger Maurer. «Was mir sofort auffiel: Im Wohnzimmer-Teppich – wohl ein Lotzwiler Fabrikat – war ein Hakenkreuz eingewoben.» «Mit wenigen Ausnahmen», bestätigt auch Herzig, dass die Lotzwiler Industriellen-Schicht Nazi-Sympathien gehegt habe. «In den Holzschuh-Fabriken war Direktor L. ausdrücklich kein Nazi, auch wenn sie im Kader stark vertreten waren.» Und das bekam sein Vater zu spüren: «Einmal hat er sich im «Bad Gutenberg» über «das Nazizeug» geäußert. Am nächsten Morgen stand dann einer aus der Holzschuhfabrik vor der Tür und meinte drohend zu unserer Mutter: «Der Herzig Ernst sollte besser aufs Maul hocken und aufpassen, was er herumerzählt.»»

«Die Affäre zog nun Kreise», erinnert sich Herzig: «Der Konsumverein Basel drohte, dass er keine Holzschuhe mehr bestellen werde – und das

war ein Hauptabnehmer. Dafür hatte H. gesorgt, der Vize-Stationsvorstand, der in der SP war und in der Armen-Kommission sass, die mein Vater präsidierte. Er hat damals dem Konsumverein empfohlen: «Wenn in den Holzschuhfabriken so viele Nazisympathisanten sitzen, dann kauft denen nichts mehr ab.»»

«Mein Vater wehrte sich auch selbst und erhielt Schützenhilfe von Leuten, die im «Bad Gutenberg» dabei gewesen waren. Sie trafen sich bei Notar F. Dieser schrieb einen scharfen Brief an die Direktion der Holzschuhfabriken, denn – wie gesagt – Direktor L. war kein Nazi. Und da mussten fünf dieser Herren, die zuvor gegen meinen Vater gemotzt hatten, im Gänsemarsch antraben und sich auf Befehl L.'s bei ihm entschuldigen. Aber mein Vater hatte den Mut nicht, hinzustehen. Meine Mutter musste sagen, er sei nicht da.»

3. Ortswehr gegen «Fünfte Kolonne»

Die Lotzwiler Ortswehr legte Listen der dorfbekanntesten Nazi-Sympathisanten an und beobachtete sie auf Schritt und Tritt. Was in der Rückschau wie Pfadfinderspiele anmutet, entpuppte sich bei Kriegsende nach den Funden bei einer Hausdurchsuchung als notwendige Vorsicht.

«Ich weiss nicht einmal, ob sie die Möbel mitnehmen konnten», sinniert Werner Schneeberger über die Ausweisung des deutschen Färbermeisters und Naziagenten B. und seiner Familie. «Dass die Schweiz aber erst nach dem Krieg gewagt hat, «so einen» auszuweisen, begreife ich teilweise. Schliesslich spürte man vorher den Druck der Deutschen überall: Beispielsweise kam deswegen die «Tagwacht», die mein Vater abonniert hatte, wegen der Zensur oft nicht heraus.»

«Ich kann mich erinnern, dass Frau B. noch während des Russlandfeldzugs, als man sah, dass Hitler militärisch einen Fehler gemacht hatte, immer darauf beharrte: «Wir werden siegen!» Die eingefleischten Nazis haben fast bis zur letzten Minute an den Endsieg geglaubt. Die konnten fast nicht verstehen, dass das Dritte Reich schliesslich zu Boden ging, weil Hitler ja zu Beginn «wahnsinnige» Erfolge gehabt hatte», erinnert sich Ernst Herzig. Und Schneeberger wertet: «Die B.'s. waren Deutsche, und die Nazis waren das offizielle Deutschland. Bei ihnen kann man bis zu einem gewissen Grad verstehen, dass sie zu ihrem Vaterland gestanden sind und hier



Am 29. Mai 1940 vereidigte Kreiskommandant Oberst Gygax in der Hofstatt von W. Ingold die Ortswehr Lotzwil. Links am Rand der Meldefahrer Ernst Herzig, rechts am Rand sein Gruppenkamerad Ruedi Althaus.

in Lotzwil die Nazis organisiert haben. B. hat sicher die Sache geführt, er hat sie aufgehetzt, sonst hätte er nach dem Krieg nicht gehen müssen. Aber die meisten der Fünften Kolonne, das waren Schweizer.»

«Die bekannten Nazis, die wir in Lotzwil hatten, die haben sich für den Fall, dass Hitler gekommen wäre, bereits als Gauleiter gesehen», berichtet Herzig. «Von einem wusste man sogar, dass er eine Nazi-Uniform hatte. Er hatte sich darin ablichten lassen und dieses Foto einem Lotzwiler Bürger gezeigt. Schade, dass dieser nicht versucht hat, das Bild zu bekommen – das wäre ein Dokument gewesen! Man erzählte sich auch, dass in jenem Haus ein Handwerker eine Reparatur erledigen musste und auf dem Buffet den Hausherrn in der SS-Uniform gesehen hat. Wenn das mir passiert wäre, hätte ich das Foto geklaut und hätte es dem Kommando der Ortswehr gegeben. Der wäre mit seiner Uniform verurteilt worden. Es sind ja in der Schweiz einige sogar erschossen worden, die Sabotage betrieben haben.»

In Lotzwil bildete die Ortswehr das Gegengewicht zur Fünften Kolonne. Herzig greift zum Dienstbüchlein und erzählt: «Da sind 14 Tage Ortswehr eingetragen – und zwar vor der Rekrutenschule. Während der RS habe ich mich deshalb fast ein bisschen geschämt. Die Kameraden haben mich



Die Kriegsfeuerwehr ergänzte die Ortsfeuerwehr: Links Jakob Jufer, Kommandant der ordentlichen, rechts Hans Lanz-Wächli, Kommandant der Kriegsfeuerwehr.

jeweils ausgelacht: «Wie war das, Aschi? Hattest du ein Gewehr? Und nun bist du Trompeter?» Und wenn es irgendwie ging, habe ich das Dienstbüchlein so gehalten, dass keiner hineinschauen konnte. Aber heute bin ich stolz auf diesen Eintrag: «Bewaffneter Hilfsdienst als Freiwilliger. Kreis-kommando Langenthal». Ich habe ihn meinen Kindern oft gezeigt und erzählt, wie wir das damals erlebt haben.»

«Die erste Orientierung fand am 5. Mai 1940 im Schulhauskeller statt. Der Jahrgang 21 war speziell aufgerufen worden, weil wir kurz vor der RS standen und den militärischen Vorunterricht und den Jungschützenkurs bereits absolviert hatten. Ich hatte zuwenig Brustumfang und wurde ein Jahr zurückgestellt. So habe ich ein Jahr länger als meine Jahrgangskollegen in der Ortswehr mitgemacht. Tagsüber war ich in der Lehre, die Einsätze erfolgten stundenweise. Es kam jeweils ein Aufgebot, und all diese Stunden ergaben am Schluss 14 Tage im Dienstbüchlein.»

«Mir ist, wie wenn das gestern passiert wäre: Da sassen wir bei der ersten Orientierung im Schulhauskeller und plötzlich gab es ein Gemurmel. Einer der alten Männer hat den Namen gleich ausgesprochen: «Also der da



Ortswehrkommandant
Walter Rutschmann
(in Feuerwehruniform)

kommt nicht in Frage», und zeigte auf einen, der als Nazi-Anhänger bekannt war. Es gab einen Tumult, einen Höllenkrach. Dann hat der Ortskommandant ihn aufgefordert, er müsse gehen, er werde nicht ausgerüstet. Man hatte Angst, dass sich auch in die Ortswehr Nazisympathisanten einschleichen wollten, um als Fünfte Kolonne Sabotage zu treiben. Die Älteren wussten mehr als wir Jungen, sie kannten die Nazis genau und akzeptierten nicht, dass sie in der Ortswehr mitmachten.»

«Damals hatte man die Feuerwehren der Dörfer durch die Kriegsfeuerwehr ergänzt, weil die Feuerwehrmänner mehrheitlich im Aktivdienst waren. Paul Jufer war Fourier der Kriegsfeuerwehr. Und diese Funktion hat er dann auch in der Ortswehr übernommen. Walter Rutschmann wurde Ortswehr-Kommandant.»

«Einmal waren wir ein Wochenende im Einsatz», berichtet Herzig. «Als wir ins Schulhaus aufgeboten wurden, hielt Ortswehrkommandant Rutschmann eine Ansprache: «Männer, die Lage ist sehr ernst.» Und dann haben sie uns nochmals orientiert und jede Meldegruppe war zwei Tage im Einsatz.»

«Es war während der kritischen Zeit, als die Fünfte Kolonne derart aktiv war. Die alten Männer, die nicht Aktivdienst leisten konnten, haben an



Einkleiden der Kriegsfeuerwehr,
Sommer 1939.
Rechts Gottlieb Steiner
(Jahrgang 1887),
links Werner Schneeberger (1919).
Altersdifferenz 32 Jahre!

diesem Wochenende an den Dorfeingängen alle Fahrzeuge kontrolliert. Wir Meldefahrer mussten im Dorf zirkulieren und alles melden. Vermutlich war damals die Situation sehr spitz. Als junge Leute haben wir das nicht sehr stark empfunden, die Alten dagegen schon.»

«Sonst waren wir vor allem abends im Einsatz. Unsere Ausrüstung war das 89er Langgewehr, eine Armbinde und natürlich unser eigenes Velo. Als Meldefahrer hatten wir Anweisungen, welche Häuser wir nachts beobachten mussten. Dazu gehörte die Liegenschaft des Färbermeisters B. am Alleeweg. Jemand hatte nachts «Naziweg» auf die Fahrbahn des Alleewegs gemalt. Da er die Schrift mit Wasserglas fixiert hatte, konnte man sie nicht entfernen und musste diese Stelle später neu asphaltieren.»

«Dann ging es über den Mättelisteg an die Rütschelenstrasse: Dort waren zwei, auf die wir achten mussten. Der eine war jener mit der SS-Uniform: Dort wo heute das neue Gebäude der Firma Thomi steht, war damals eine Wiese. In diesem Gras haben wir jeweils gelegen – manchmal stundenlang – und schauten in Richtung der beiden Liegenschaften und dachten: «Jetzt passiert gleich etwas.» Wir waren immer zu dritt. Wenn jemand dort zum Haus fuhr oder sich etwas bewegte, musste dies sofort einer im

Schulhaus melden. Man dachte: «Sie kommen dort zusammen und die versuchen dann, hier im Dorf Sabotage zu treiben.» Man erwartete damals, dass die Deutschen eine Invasion planen.»

Die Lotzwiler Nazis sammelten Adressen und Namen der Antifaschisten im Dorf. Offenbar wollten sie diese nach einer deutschen Invasion beseitigen. «In dem Moment, in dem die Deutschen gekommen wären, hätten die Leute der Fünften Kolonnen angefangen zu wirken. Die hätten genau gesagt: «Dort und dort müsst ihr aufräumen»», meint Ernst Herzig und fährt weiter: «Dem Ortswehr-Kommando war bekannt, in welchem Restaurant die Nazis ihren Treffpunkt hatten. Die B's. waren offenbar die Organisatoren, und diese Frau B. ging dort jeweils ihren Kaffee trinken und bekam neue Informationen zugesteckt.»

«Notar F. hat später einmal meinem Vater berichtet, dass von unserer ganzen Familie – mein Bruder war im Aktivdienst und hat als Konditor in St. Immer gearbeitet, meine Schwester war in Schaffhausen verheiratet, und die jüngere Schwester war in Basel – dass also von unserer Familie alle Adressen und Personen in den Akten der Nazis genau registriert waren. Solche Akten hat man am Kriegsende gefunden, als man B's. Haus durchsucht hat», berichtet Herzig. «Wir mussten daraus schliessen, dass – da mein Vater so offen gegen die Nazis wettete – unsere Familie ausgelöscht worden wäre, wenn Hitler die Schweiz überfallen hätte.»

«Zudem hatten wir 1940 Juden beherbergt: Als man befürchtete, eine Invasion stehe unmittelbar bevor, flüchteten Schweizer Juden aus den Grenzgebieten ins Landesinnere. Meine Schwester war damals Büroangestellte bei Notar Herzfeld in Basel. Dieser fragte an, ob seine Frau und sein dreijähriger Sohn bei uns unterkommen könnten, und meine Mutter hat sie spontan bei uns aufgenommen. Sie hat damit einen sehr gefährlichen Entscheid getroffen.» – «Dass Schweizer Familien Juden aus Grenzgebieten aufgenommen haben, davon hat man nie etwas gelesen. Und das ärgert mich, weil wir selbst dieses Risiko eingegangen sind, aber heute schreibt man nur von den Juden, die an der Grenze abgewiesen wurden.»

«Die B's. haben also die Adressen gezielt gesammelt. Ich kann mich erinnern, dass Frau B., wenn meine Mutter in unserem Gärtchen gearbeitet hat, immer an den Gartenhag kam, um ihr wieder «d'Würm us der Nase z'zieh». Das ist uns erst bewusst geworden, als man später vernommen hat, was die Haussuchungen an Adress-Sammlungen an den Tag gebracht haben.»

Dem pflichtet Schneeberger bei: «Wir wissen, dass sich die andere Seite regelmässig traf, und zwar auch in privaten Räumen. Und später ist durchgesickert, dass sie diese Listen hatten, dass sie sogar Aufzeichnungen hatten, wen von unserer Seite sie beseitigen würden.»¹

Auch die Antifaschisten und die Ortswehr waren offenbar zu fast allem bereit: «Als wir damals im Gras lagen – wenn etwas passiert wäre, ich weiss nicht, wie ich reagiert hätte», berichtet Ernst Herzig. «So extrem war damals die Spannung: Wenn die Deutschen gekommen wären und nicht mehr weit vor Lotzwil gestanden hätten, und einer der bekannten Nazis wäre hier die Strasse heruntergekommen – ich glaube, der wäre wenige Meter vom Haus entfernt erschossen worden. Die Lage war zugespitzt und man wusste: Hier gibt es diese Nazifreunde ... Also ich bin sicher, es hätte hinter irgendeiner Hausecke hervor geknallt.»

«Diese Drohungen gab es», pflichtet Werner Schneeberger bei. «Auch mein Vater hat sie ausgesprochen. Aber er hat nie einen Namen genannt. ‹Wenns dazu kommt, dann bin ich ausgerüstet›, hat er jeweils gesagt. Daraus kann man schliessen, dass es im schlimmsten Fall in Lotzwil vielleicht einen kleinen Bürgerkrieg gegeben hätte. Die Leute wären – sowohl auf unserer Seite als auch auf der äusseren Rechten – dazu in der Lage gewesen. In jedem Haus gab es ein Gewehr, in jedem Haus lag Munition.» Doch in der Rückschau melden sich Zweifel: «Dass ich auf die Nazis schiessen würde, habe ich auch gesagt. Aber damit ist nicht sicher, ob ich es auch gekonnt hätte», meint Schneeberger. «Vielleicht hätte ich im Ernstfall auf sie gezielt, aber das mit dem Abdrücken ... Vielleicht hätte ich es unbewusst dann doch nicht über mich gebracht. Schliesslich kannte man sie. Sie waren aus unserem Dorf.»

4. Der Aktivdienst und die Zeit danach

Erinnerungen an die Kriegszeit sind immer auch Erinnerungen an den Aktivdienst. Schon damals verglichen die Soldaten ihre eigenen Bedingungen mit jenen der Internierten zu Hause in Lotzwil. Und als der Krieg zu Ende war, musste das Dorf auch den inneren Frieden wieder finden. Als sich kurz nach dem Krieg, wie schon erwähnt, die Polizisten mit dem deutschen Ehepaar B. zum Bahnhof begaben, um dessen Ausweisung zu überwachen, klatschte ein Teil der Musikgesellschaft, die sich zufällig am



Saure Aktivdienstjahre – oft fehlte gar das Stroh zum Schlafen – liessen auch Neid auf das «Herrenleben» der Internierten (hier Italiener in Lotzwil) aufkommen. Dazu Seiten aus den Dienstbüchlein von Ernst Herzig und Werner Schneeberger. Foto aus «Neujahrsbott» von Lotzwil, 1945/46

Weg befand. «Während des Krieges hätten viele, die in diesem Moment klatschten, anders reagiert», meint rückblickend Werner Schneeberger. «Viele hätten gesagt: «Das ist eine Gemeinheit, dass sie den Färbermeister hinausjagen. Was soll die Tuchfabrik machen, wenn der Färbermeister fort ist – jetzt, wo er am nötigsten ist, jetzt, wo es wieder läuft ...». Und wirklich: Die Tuchfabrik hat sich während des Krieges richtiggehend saniert, als sie «Feldgrau» herstellen konnte.»

Ein wichtiger Teil der Erinnerungen ist auch für die beiden Lotzwiler Werner Schneeberger und Ernst Herzig feldgrau: Der Aktivdienst fand zwar nicht in Lotzwil statt, aber «wir waren nicht nur im Dienst, sondern auch ab und zu daheim. Man ist zusammengekommen und hat sich in den Vereinen ausgetauscht «Wie sieht es bei Euch aus?» So wusste man im Dorf, was läuft», erklärt Schneeberger.

«Als wir einrücken mussten, herrschte in unserer Kompanie und in un-

serem Bataillon eine sehr gute Stimmung», berichtet Schneeberger. «Wir mussten über ein Jahr am Stück im Aktivdienst bleiben, bevor wir Ende September 1940 erstmals für sechs Wochen nach Hause durften. Nach diesen sechs Wochen mussten wir dann wieder einrücken. Das war uns natürlich zuwider. Es hat uns nämlich durchaus gefallen, wieder etwas Geld zu verdienen, am Abend normal ausgehen und anschliessend in einem Bett schlafen zu können. Wir schliefen ja sonst immer im Stroh. Auch als unser Bataillon 38 das Bundeshaus bewachte, haben wir im Stroh geschlafen. Und wenn wir verlegt wurden, hatte man als Soldat manchmal nicht einmal Stroh.»

«Ich musste erst 1942 in die Rekrutenschule einrücken», erzählt Ernst Herzig. «Und damals war die Verpflegung in der RS hundsmiserabel schlecht: Am Morgen erhielten wir kein Brot, sondern Kartoffelbrot. Dieses war immer so pappig; man konnte es fast nicht als Brot bezeichnen. In einer bestimmten Phase gab es zum Frühstück nicht einmal mehr Milchkaffee, sondern Linsensuppe. Teilweise gab es dreimal am Tag Linsen. In der RS hatten wir 1 Fränkli Sold. Wenn man nicht aus dem Gamelendeckel essen wollte, musste man für den Teller in der Kantine alle Tage einen Batzen abziehen lassen.»

«Heute werden nun Vorwürfe gegen die Schweiz erhoben – die sind auch von Juden gekommen, und das hat mich gestört –, dass ihr Leben in den Schweizer Flüchtlingslagern wie in einem Konzentrationslager gewesen sei, weil sie im Stroh schlafen mussten», bemerkt Schneeberger. «Aber für uns, die wir das Land verteidigten, war dies eine Selbstverständlichkeit.»

Auch Herzig vergleicht: «Damals im Juli 1940 war die Schweiz voll mit Internierten. Wir hatten Polen, Franzosen und Nordafrikaner, die im Westen von den Deutschen vertrieben worden waren. Man sagte damals, eine ganze polnische Division sei ins Land gekommen, und das bedeutete, dass es für den Schweizer Soldat nicht mehr richtig gereicht hat. Dagegen hatten die Polen, die hier in Lotzwil interniert waren, ein Herrenleben – vor allem in Bezug auf die Verpflegung. Es gab allerdings viele, die sich darum bewarben, bei den Bauern arbeiten zu gehen, weil sie das Herumliegen satt hatten.»

«Ich kann mich erinnern, dass wir jungen ‹Giele› Auseinandersetzungen mit den Internierten hatten. Und bei den Polen war das so, dass sie in den Wirtschaften immer Kümmelschnaps mit ‹Bäzi› gesoffen haben – die be-



Lotzwil auf einer alten, undatierten Postkarte (handkoloriert). Blick von Südosten gegen Brandholz und Jura. Verlag H. Schürch-Jufer

stellten starke Sachen! Und dann sind einige recht aggressiv geworden.» Herzigs Erinnerungen sind nicht frei von Bitterkeit: «Mir sind durch den Aktivdienst die schönsten Jugendjahre gestohlen worden. Wegen des Aktivdienstes habe ich eine Stelle verloren und war nachher einige Zeit arbeitslos. Ich war bereits 24, und diesen Jahren traure ich noch heute nach.» Entsprechend atmeten viele auf, als das Dritte Reich kapitulierte. «Als der Krieg zu Ende ging, war ich gerade auf dem Bau», erzählt Schneeberger. «Wir haben die Arbeit eingestellt. Der Betriebsleiter kam und hielt auf der Baustelle ein Referat: Man mache für heute frei, das Kriegsende sei dies wert. Und jeder solle nachdenken, wie es weitergehen solle. <In jedem Fall wollen wir bei diesem Wiederaufbau Europas auch etwas machen.> Er hat gesehen, welche Auswirkungen der Frieden haben wird. Und die Wirtschaft ging dann wirklich aufwärts: Das Geld war plötzlich vorhanden.»

In dieses neue Klima fiel auch die Hausdurchsuchung beim Färbermeister B.. «Wo sind die Dokumente, die man bei den B's. gefunden hat?» fragt sich Herzig. «Die Bevölkerung ist nie offiziell informiert worden, was ge-

funden wurde.» «Das ist beschlagnahmt und befindet sich nicht in Lotzwil», vermutet Schneeberger.

«Ich weiss noch, dass die B's. noch einmal hier bei einem Nazifreund übernachtet haben», erinnert sich Herzig. «Ans betreffende Haus hat dann jemand in der Nacht ein Hakenkreuz gemalt. Der Besitzer hat das natürlich sofort überstrichen. Viele Jahre später, als das Haus renoviert wurde und als sie mit Hochdruck die Fassade gewaschen haben, ist das Hakenkreuz wieder zum Vorschein gekommen. Das wurde zum Dorfgespräch und viele vernahmen erst damals, dass dieses Haus die B's. noch in deren letzter Lotzwiler Nacht beherbergt hat, als diese ihre Wohnung bereits verlassen mussten.»

«Das ist ein wesentlicher Punkt für Lotzwil: Dass hier einer gewohnt hat, der wegen Verrat ausgewiesen worden ist. Das erklärt auch, weswegen ich im Aktivdienst, den ich im Stadtberner Regiment 14 leistete, sogar in unserem Bataillonsspiel 28 angehauen wurde: «Du Aschi, stimmt das, dass Lotzwil ein derartiges Nazinest ist?» Auch mein Bruder, der in einer anderen Einheit eingeteilt war, kam jeweils nach Hause und meinte: «Das ist unglaublich, wie ich wegen der Lotzwiler Nazis immer wieder angegriffen werde.» Lotzwil stand einfach ganz extrem da.»

Nach dem Krieg versöhnte man sich: «Wenn man aber bedenkt, wie sich beide Seiten belauert und gehasst haben, muss man sagen: Es ist mit der Wieder-Eingliederung gut gegangen. Sie haben schliesslich nach dem Krieg klein beigegeben und der Situation Rechnung getragen.» Entsprechend wertet Schneeberger auch die Szene am Bahnhof bei der Ausweisung B's.: «Viele hatten sich während des Kriegs den scheinbar Mächtigeren angepasst. Entsprechend war es ein Erfolg, dass wenigstens die Hälfte geklatscht hat, als die B's. gehen mussten. Aber man muss klar sehen: Auch das war schon wieder Anpassung an die neue Situation.»

In den Dörfern liefen die Erzählungen aus dem Aktivdienst zusammen, im Dienst berichteten sich die Soldaten gegenseitig, was sie im Zivilleben erfahren hatten. Das ergab, auch bezüglich der Schweizer Zusammenarbeit mit Nazideutschland, trotz Zensur ein Bild der Lage.

«Als wir das erste Mal nach sechs Wochen Urlaub wieder einrückten, war die Stimmung nicht mehr so gut wie zu Beginn des Aktivdienstes», berichtet Werner Schneeberger. «Sicher, als Feind haben wir immer die Deutschen gesehen. Das wurde in Manövern und den Orientierungen durch die Offiziere deutlich. Aber dann wurde das System der Ablösungs-

dienste eingeführt: Wir wurden jeweils nach rund zwei Monaten abgelöst und erhielten immer längeren Urlaub. In der Einheit hielten dann jene die Stellung, die zu Hause keinen Job in Aussicht hatten.»

«Wir hatten ein ungutes Gefühl: Wir konnten nach Hause, konnten arbeiten – aber warum? Man vermutete, dass es ein Abkommen mit Hitler-Deutschland gebe. Ich arbeitete zwar auf dem Bau, aber Kollegen haben Kriegsmunition gemacht, andere haben Flugzeug- oder U-Boot-Motoren gebaut. Das liess sich nicht unter dem Deckel halten. Offiziell ist dies zwar nie bestätigt worden. Aber man weiss einfach im Nachhinein, dass da etwas gelaufen ist. Vor allem jetzt, wo man uns das aus dem Ausland vorhält.»

«Es ist nicht alles rechtmässig gelaufen, aber man muss sich auch in die Zeit von damals hineindenken: Die Schweiz hat wohl gegenüber den Deutschen argumentiert: ‹Wenn wir liefern sollen, müssen wir Soldaten nach Hause an die Arbeit schicken und brauchen die Sicherheit, dass wir nicht angegriffen werden.› Klar, das wurde abgestritten. Schon vom Unteroffizier an aufwärts wurde das bestritten, und von den Offizieren sowieso. Aber es hat einfach durchgedrückt: ‹Wir liefern Waffen. Verlängern wir damit nicht den Krieg?›»

«Aber ich sage ganz klar: Ich habe davon profitiert – eindeutig! Ich konnte arbeiten, Geld verdienen gehen. Mein Vater war damals krank, lag mit TBC im Spital, und da konnte ich Mutter Geld nach Hause bringen. Daneben hatte ich ein freieres Leben, bis ich wieder einrücken musste. Das ist etwas Ungutes, was die Schweiz damals gemacht hat, und das hat auf die Stimmung gedrückt. Auch die Disziplin hatte nachgelassen.»

«Es gingen damals Transporte durch die Schweiz: Deutschland – Italien», steuert Ernst Herzig bei. «Man sprach in Lotzwil über die Huttwilbahn: Da seien nachts Transporte durchgekommen, von denen man vermutete, dass sie Kriegsmaterial enthielten. Uns sagte man immer, es sei Kohle. Aber da ist vermutlich Kriegsmaterial verschoben worden. H., der Vize-Stationsvorstand, war überzeugt, einmal in einem der Wagen Stimmen gehört zu haben. Er vermutete, dass da heimlich Wehrmachts-Truppen nach Italien transportiert worden seien.»

Wie lebte ein Dorf, in dem der Graben so tief war, nach dem Krieg weiter? Ernst Herzig berichtet von Anpassung: «Schon während des Kriegs, als man sah, dass der Hitler auf die Nüsse kriegt und als der Amerikaner sich unserem Land immer mehr näherte, da haben viele Nazis zunehmend geschwiegen.»

«Wir können froh sein, dass der Krieg dieses Ende genommen hat und dass aus unserer Sicht die Richtigen gewonnen haben», bilanziert Schneeberger und meint: «In unserer Gemeinde Lotzwil ist der Übergang dann eigentlich recht glatt verlaufen. Ich habe ja bereits während des Krieges in den Ablösungsdiensten im Dorf gearbeitet und nach dem Krieg dann auch. Und da hatte ich mit denen von der anderen Seite direkt zu tun. Ich wurde Polier, musste oft den Arbeitgeber vertreten und wusste, dass einige der Kunden während des Kriegs ganz anders als ich gedacht hatten.»

«Nach dem Krieg hat man angefangen, sich wieder zu verstehen», berichtet Schneeberger. «Man hat vergessen und das Beste daraus gemacht. Der Krieg hatte alles verändert und als er vorbei war, ist auch wieder alles anders geworden. Das Leben ging weiter – auf beiden Seiten. Jene, die verloren hatten, haben sich eher still gehalten – bis auf wenige Ausnahmen, die noch heute sagen: «Es wäre gut, wenn wieder einmal ein Hitler käme, um Ordnung zu machen.» – «Der ganze Zweite Weltkrieg sollte eine Warnung sein: Man muss darauf hin arbeiten, dass so etwas nicht mehr passiert», erklärt Schneeberger. «Man muss immer an die Millionen Opfer denken. Trotzdem gibt es in Deutschland heute wieder eine Hitler-Verehrung – und leider auch in der Schweiz.»

5. Fritz Dähler erzählt

Die dem vorangehenden Aufsatz zugrunde liegenden Zeitungsartikel lösten naturgemäss Reaktionen aus. Reagiert hat unter anderem der langjährige Lotzwiler Lehrer Fritz Dähler:

Mit grossem Interesse verfolgte ich im «Langenthaler Tagblatt» den Bericht über die Kriegszeit im Dorf Lotzwil, das damals als Nazinest bezeichnet wurde. Ich möchte kurz über ein anderes Nazinest, nämlich Biberist, berichten. In der dortigen Papierfabrik, der grössten der Schweiz mit einer Belegschaft von 800 bis 900 Personen, arbeitete mein Schwiegervater P. seit 20 Jahren als Oberwerkführer. Die Situation beim grössten Arbeitgeber des Dorfes war so: Der Generaldirektor E., ein ehemaliger Deutscher, hatte sich in der Schweiz eingekauft und es im Militär bis zum Obersten geschafft. Sein Schwager R., ein deutscher Nazi, hatte in der Fabrik das Urlaubswesen unter sich. Bei ihm musste

jeder Einrückende Marschbefehl und Dienstbüchlein vorweisen und sich auch wieder zurückmelden. Die entsprechenden Daten der Diensttuenenden wurden anschliessend mit Schwarzsender nach Deutschland gefunkt.

Der direkte Vorgesetzte von P. war der technische Direktor F., ebenfalls ein deutscher Nazi. Wenn P. von der Fabrik nach Hause kam, sagte er oft verärgert: «Der Weizsäckerli isch wieder do, was hecken ächt die Kresse wieder uus?» (Ernst Freiherr von Weizsäcker, 1882–1951, 1938 Staatssekretär im Auswärtigen Amt, später Botschafter in Bern, dann im Vatikan, wurde im Nürnberger Prozess als Nazi zu Gefängnis verurteilt. Der Sohn, Richard von Weizsäcker, in Bern zur Schule gegangen, wurde 1984 Bundespräsident der BRD.)

Es verwunderte in dieser Fabrikatmosphäre nicht, dass in der Belegschaft auch Nazisympathisanten ihr Unwesen trieben und z.T. auch ihr Nazi-gwändli im Schrank bereit hielten. P. war ein senkrechter Schweizer, wie in Lotzwil der Schuhmacher Herzig, die beide Mühe hatten, diesem landesverräterischen Treiben untätig zusehen zu müssen. Im November 1942 hatte P. einen heftigen Disput mit einem Naziarbeiter; darauf geschah das Unglück: P. kam total verstört gegen Abend von der Arbeit heim mit den Worten: «Sie hei mi usegheit!» Tage später kam der schriftliche Befehl, eine wahre Ungeheuerlichkeit, dass er das Gemeindegebiet von Biberist zu verlassen habe. Dann folgte noch ein Trostpflaster: Er erhalte den vollen Lohn bis zum 65. Altersjahr. (P. war damals 53-jährig.)

Auf der Strasse und in den Läden wurden meine Schwiegermutter und meine jetzige Frau nicht mehr gegrüsst, bzw. nur unwillig bedient. Nach einigen Tagen erhielt P. einen Brief von Direktor S. vom Cellulosewerk Attisholz mit der guten Nachricht, dass er eine Stelle für ihn gefunden habe in der Papierfabrik Cham. Der baldige Umzug dorthin war daher ein wahres Geschenk. In Cham war alles anders: Das Arbeitsklima war angenehm und man schätzte den versierten Mann über alles. Der versprochene volle Lohn von Biberist traf pünktlich ein und der Zugersee wurde ein wahres Paradies für den passionierten Fischer.

Kurze Zeit später verschwand in Biberist der Nazischnüffler R. mit Familie bei Nacht und Nebel nach Deutschland, der technische Direktor F. nahm sich das Leben, Frau und Söhne wurden nach Kriegsende des Landes verwiesen. Im Nachhinein vernahm man, wie viele rechtschaffene Bürger von Biberist eigentliche Landesverräter gewesen waren.

Gottlob ist der Schrecken von damals vorbei; aber vergessen und verdrängen ist allemal gefährlich.

Der vorliegende Aufsatz erschien in dreiteiliger Folge im «Langenthaler Tagblatt» (28.10., 29.10. und 31.10. 1998), die Reaktion von Fritz Dähler im Lotzwiler Mitteilungsblatt «Lotzbu Löi» Nr. 257 vom Februar 1999. Der leicht überarbeitete Abdruck im Jahrbuch erfolgt mit Erlaubnis von Daniel Haller, Werner Schneeberger, Ernst Herzig und Fritz Dähler.

Anmerkung

- 1 Gemäss Auskunft des Bundesarchivs sind im Dossier B. die von Herzig und Schneeberger erwähnten Listen nicht vorhanden. Im Einvernahme-Protokoll vom 8. Mai 1945 wehrt sich B.: «Ich behaupte, dass ich nie eine verbotene Tätigkeit gegen die Schweiz ausgeübt habe.»